

Nieder und Kastanie in Blüte.

Sie sind beide gleichzeitig in ihre Blütezeit eingetreten, der Nidderstrauch und der Kastanienbaum; beide merklich früher als in gewöhnlichen Jahren, denn schon am letzten Sonntage des April konnte man vereinzelte offene Blüten beobachten. Beide Gewächse sind Balkanpflanzen. Der Nidder ist im Orient, aber auch schon im nördlichen Teil der Balkanhalbinsel zu Hause. Hier wächst er besonders in den Buchwäldern der unteren Donau in Menge wild und zieht sich von hier bis nach Ungarn hinein. Bei uns ist er erst spät bekannt worden. Der österreichische Gesandte Kubček brachte den Nidder, den die Türken Bilal nennen, im Jahre 1838 nach Wien, um von hier aus hat der schöne Strauch sich bald die Gärten des übrigen Europa erobert.

Die Kastanie ist im Gegensatz zum Nidder ein Gebirgsbaum, der in den höheren Bergen des nördlichen Griechenlands heimisch ist. Derselbe Kubček brachte im Jahre 1838 Samen nach Konstantinopel, von wo sie nach Wien gelangten; hier wurden mit Erfolg Nüchlingen daraus gezogen, und der neue Pflanzbaum breitete sich nun rasch in den Parks, Alleen usw. aus. Er gehört zu einem Geschlecht, dessen übrige Arten in Nordamerika, Mexiko usw. heimisch sind. Sein Holz ist nicht viel wert, was vermutlich mit der Schnelligkeit des Baumes zusammenhängt. Dagegen sättigten schon die Türken ihre Pferde mit den sehr färbereichen Früchten, was dem Baume die Bezeichnung Kastanie eingetragen hat. Die eigentliche oder echte Kastanie hat zwar auffällig ähnliche Früchte (Maronen), ist sonst aber mit unserer Kastanie auch nicht entfernt verwandt.

Die Blüten der Kastanie, zu strauchartigen Rippen vereinigt, habe ihre Besonderheiten. Auch wer beobachtet hat, mit welcher Schnelligkeit sie in den letzten Wochen aus den großen Knospen aus Licht getreten sind, wird kaum begreiflich finden, daß diese äußerst komplizierten Gebilde schon im Herbst vorigen Jahres in ihrer Form fertig bereit lagen, um unter diesen harten Schuppen den Winter zu überdauern und sich dann in wenigen Wochen durch Streckung aller Teile zu entfalten. Im aufgeblühten Zustande erscheinen die Rippen in der Entfernung weiß, in der Nähe betrachtet aber sind sie farblich. In der Mitte jeder Blüte hebt sich aus dem Weiß der großen oberen Blütenblätter ein farbiger Fleck ab; zuerst ist er gelb, an der älteren Blüte wird er rot. Da die Blüten zu verschiedenen Zeiten aufblühen, so sieht man in jeder Rippe gleichzeitig die Farben Weiß, Gelb und Rot. Die gelben und roten Tupfen sind sogenannte Saitmale. Alle Blüten, die auf die Blütezeit von Insekten angewiesen sind, wenn sie Samen anziehen sollen, haben mehr oder weniger auffällige Saitmale. Man hat durch Versuche längst festgestellt, daß die in Betracht kommenden Insekten das nötige, wenn auch wohl unbenutzte Verständnis für diese farbigen Wegweiser haben. Sie zeigen ihnen den Weg, wo Vortel, in diesem Falle die Hummel, den Nektar holt, der hier aus dem Blütenhohlraum oder Nektar besteht. Er liegt tief am Grunde der schalenförmigen, oberen Blütenblätter; durch eine vorgelagerte Behaarung, und durch die wagerechte Stellung der Blüte wird er am Herausfliegen gehindert und vor Regen geschützt. Fliegen und selbst Biene können den tief liegenden Nektar nicht oder nur mit Schwierigkeiten erreichen. Die Blüten unseres Baumes sind eben „Hummelblumen“, in dem Sinne, daß er dort, wo es keine Hummeln gibt, auch keine oder nur vereinzelte Früchte anzusehen vermöchte. Aus den Blüten ragt der kräftige Griffel mit der weiblichen Narbe an seinem Ende weit heraus wie eine Fahnenstange aus einem Fenster oder (nach einem anderen Vergleich) wie die Stütze vor dem Flugloch des Starlagers. Die Hummeln fliegen regelmäßig auf diese Stütze, haben dann gleich die farbigen Tupfen als Wegweiser vor sich und stoßen mit den dicken Köpfen sofort so weit vor, bis sie mit dem Saugrüssel den Nektar erreichen. Bei dieser Gelegenheit verschleppen sie den Blütenstaub aus einer Blüte in die andere. Diese Blüten sind nun hinsichtlich der Verteilung der Geschlechter verschieden ausgebildet. Man findet in derselben Rippe zwittrige Blüten (männliche Staubbeutel und weibliche Narben funktionsfähig), scheinzwittrige weibliche (männliche Organe vorhanden, aber verkümmert) und scheinzwittrige männliche (weibliche Organe vorhanden, aber verkümmert) Blüten. Die weiblichen Blüten stehen im unteren Teil der Rippe, wo diese am kräftigsten ist und die schweren Früchte am leichtesten tragen kann. Die Blüten haben weiter die Eigenschaft, daß zuerst stets die weiblichen Organe reif werden. Die Fortentworfungen sind in diesem Zustande gelb und die unterhalb der „Stütze“ vorspringenden Staubbeutel noch fest geschlossen. Die Hummel, die jetzt ansetzt, eingepudert mit dem Blütenstaub aus anderen, früher erblühten Ständen, überträgt den Staub auf die

Narbe des Stempels. Es erfolgt also sogenannte Fremdbestäubung, der Gegenpart zur Selbstbestäubung, den die Pflanzen in ihrer Mehrzahl ebenso zu vermeiden suchen wie die Tiere die Inzucht. Nach Erfüllung ihrer Funktion schrumpfen die bestäubten Narben ein, und während die gelben Tupfen aus unbefruchteten Gründen nun rot werden, öffnen sich jetzt die Staubbeutel, und die weibliche Blüte tritt damit in ihr „männliches“ Stadium. Natürlich sind immer eine Menge Blüten gleichzeitig teils im männlichen, teils im weiblichen Stadium, und auf diese Weise wird die Fremdbestäubung und damit der reichliche Anlag der Samen gesichert.

Was den im Stadium seiner weiblichen Blütenzeit stehenden Baum für uns so anziehend macht, ist der Gegensatz der Erscheinung zu unseren Waldbäumen, die, mögen sie sonst auch noch so vollkommene Baumgestalten bieten, doch des Schmuckes größerer, auffälliger Blüten ganz entbehren. Wir sind gewöhnt, Blumen nur am Boden zu suchen; blühende Kastanien aber sehen wie in die Höhe erhobene Blumenbeete aus. In Nordamerika gibt es Blumenbäume in Höhe und Fülle. Das Fehlen bei uns wird auf die Gizeit zurückgeführt. Auch bei uns gab es einst solche Bäume, bis die Gizeit sie mit allen nötigen Leben fortsetzte. Als nach dem Schwinden des Eises der Boden wieder aufnahmefähig wurde, eroberten widerstandsfähige, anspruchslose Bäume das weite Areal, und so blieben Kiefern und Fichten, Eichen und Buchen, Erken und Birken Sieger in einem ungleichen Kampfe. Nur wo der Mensch seine schätzbare Hand über sie hält, kann die Kastanie bei uns gedeihen. Im freien Gelände sich selbst überlassen, würden die heimischen Holzgewächse sie bald erdrücken.

Kleines Feuilleton.

Deutsches Opernhaus: „Der Schneider von Arta“.

Echte Wort- und Musikkomödien sind selten. Von den Neuschöpfungen der letzten Jahre dürfte wohl dem „Schneider von Arta“ der Preis gebühren. Somoß des Tages als der Wust wegen Richard Schott hat mit seinem Libretto zweifellos einen glänzenden Griff getan. Die Handlung spielt sich auf einer südlichen Insel „Arta“ ab. Jemand ein Fürst hat sie „erobert“. Unter seiner Herrschaft, so will er's, soll sie „in Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit“ getreten. Trotzdem betreibt ein Geheimbund eine auf „Umsatz“ abzielende Bewegung. Das Haupt der Verschwörer ist Granael, der Vetter einer vornehmen Actressin Gaeta, die der Fürst zu heiraten gedenkt. Hieraus entwickelt nun Schott allerhand Geschehnisse, die in den verschiedensten Personen ihre fichtbaren Träger haben und sich zur Tragikomödie verwickeln. Alle, auf die es ankommt, arbeiten, ohne es zu ahnen, den Verschwörern in die Hände: der Kommandant, indem er ihnen das Geld leiht; und der Schneider Philippo Villani, der den Fürsten die Mäntel nähen muß, der sich aber aus dem Laub auch einen vom selben Zuschnitt macht. Dies Kleidungsstück wäre beinahe sein Verderb geworden. Daß er des Fürsten Leibschneider ist, wird seine Rettung. Auch die Revolutionäre werden vom Fürsten begnadigt, weil ihm eine „Schneiderrevolution“ gar zu ungefährlich scheint. Granael wird in den Staatsdienst gestellt und Villani zum „Schneider von Arta“ ernannt.

Selten, kann man sagen, sind Wortdichtung und Tonbildung, obwohl von zwei Autoren herkommend, so reißlos ineinander aufgegangen wie diesmal. Das komische Element und die auf wirkungsvolle Dramatik auslaufenden Situationen mochten einen wirklich schöpferisch begabten Komponisten schon zu lebensvollen Gebilden anregen. Waldemar Wendland war uns kein Fremder mehr auf der Opernbühne. Gleich der Einleitungsszene: das Glöckchen und die Mäntelchen vermittelt die hernach durchweg festgehaltene poetische Stimmung. Und seine Musik klingt bis auf wenige Anklänge an Bekanntes ursprünglich und melodisch, Humor und komische Gestaltung stehen ihm natürlich zu Gebot. Dazu tritt eine sprühende Polphonie in der Instrumentation und jene realistische Fortbildung, die aus dem Sollen geschöpft ist. Vorzüglich gelingen Wendlands dramatische Szenen — hier zumal die Gerichtsverhandlung, ferner verschiedene Volks-szenen usw. — in der Wirklichkeit meisterhaft nachgeformten Sprechlauten. Neyssols musikalische Charakteristik hebt die einzelnen Gestalten plastisch von einander ab. Jeder der drei Akte hat gedrungene Geschlossenheit und atmet fortwährend Lebendigkeit.

Die Direktion tat ein übriges durch geschmackvolles dekoratives Weisheit. Das Weisheit bei Sonnenuntergang hatte räumliche Unendlichkeit und fette Stimmung.

Bernhard Bötel gab den Titelhelden; Efriede Dory war seine reizende Ninetta. Ewald Kandi (Plagfommandant), Realy Nerg (Gaeta) und Rudolf Gerhart (Granael) bildeten gelunglich wie darstellerisch wirksame Gegenpole. Rudolf Krafft dirigierte mit Verbe, obgleich manchmal auf Kosten der Deutlichkeit. Es war ein durchschlagender künstlerischer Erfolg.

An Bord eines deutschen U-Bootes.

Im März dieses Jahres wurde der norwegische Viermaster „Lindfield“ an der Südwestküste Irlands durch ein deutsches Unterseeboot versenkt. Vorher war die Besatzung in die beiden Rettungsboote gegangen, und der U-Boot-Kommandant nahm deshalb die 24 Mann der „Lindfield“-Besatzung an Bord, wo sie drei und einen halben Tag verblieben. Ueber diesen Aufenthalt berichtet der Kapitän Norberg nun im norwegischen „Morgenbladet“ folgendermaßen: „Es war ein ausgezeichnetes Boot und nahm nur wenig See über den Larm. Ich selbst ging frei umher und konnte mein Tagebuch führen, das gesichert wurde, bevor ich das Schiff verließ. Das U-Boot war 1914 erbaut; die Motoren trugen jedenfalls diese Jahreszahl. Am Tage, bevor die Granaten die norwegische Bark versenkt hatten, hatte das Boot einen englischen Dampfer torpediert. Die Besatzung des U-Bootes erklärte, daß es 30-40 Tage ununterbrochen in Tätigkeit sein könne. Als es die „Lindfield“ traf, war es eine Woche unterwegs gewesen; das beweisen die Bremer Zeitungen, die auf dem Tische des Kapitäns lagen. Wenn das Signal zum Niedertreten gegeben wurde, mußten alle Mann sofort auf den Weinen sein. Kapitän Norberg erhielt eine Koje im Offiziersraum; die Mannschaft wurde im Torpedoraum untergebracht. Der Aufenthalt an Bord war so gut, wie er den Umständen nach sein konnte. Die Norweger belamen daselbst Essen wie die Deutschen. Der Speisezettel für die Tage ihres Aufenthaltes lautete folgendermaßen: Sonnabend, den 18.: Frühstück: Kaffee, großes Brot, Butter, Zucker, kondensierte Milch und Wurk. Mittag: Gefäsmortos, präpariertes Hammelfleisch, Gemüse, Schokolade ausgebeizt. 4 Uhr nachmittags: Dasselbe wie zum Frühstück mit dem Unterschied, daß man an Stelle des kaffees Tee bekam und dazu Sardinen oder kleine Makrelen. Sonntag: Frühstück: Nachmittagskaffee und Abend wie am vorigen Tag mit dem Unterschied, daß man statt des Tees Kakao bekam. Mittag: Reines Fleisch und Kartoffeln, eingemachte Pflanzen zum Nachsch. Montag: Mittag: Reisgrübe und Wurk. Frühstück: Nachmittagskaffee und Abend wie an den vorhergehenden Tagen. Hieraus kann man sich also eine Vorstellung von der Verpflegung an Bord der U-Boote machen. Von Freitagabendmittag, da die Norweger an Bord kamen, bis Sonnabendnachmittag um 3 Uhr fuhr das U-Boot an der Oberfläche. Am Sonnabendnachmittag beobachtete man plötzlich einen englischen Zerstörer. Sofort wurde das Signal zum Untertreten gegeben, und binnen 50 Sekunden sank das U-Boot auf 30 Meter Tiefe. Später stieg es auf 25 Meter unter der Wasseroberfläche und hielt sich dort, bis die Dunkelheit eintrat. Sonntag abend bemerkte man wiederum einen englischen Zerstörer und ging sofort auf 23 Meter Tiefe hinab. Als das Signal dazu erfolgte, bekam man plötzlich, sagt Kapitän Norberg, ein nervenreizendes Gefühl, und es kam ihm vor, als wenn die U-Boot-Mannschaft stift, wenn das Untertreten erfolgte, eine launische oder gespannt abwartende Haltung einnahm. . . . Dienstag nachmittag traf das deutsche U-Boot endlich die norwegische Bark „Silos“, und Kapitän Norberg und seine Mannschaft wurden dorthin an Bord gebracht. Als das U-Boot die „Silos“ verließ, wurde mit den Flaggen begrüßt, und die „Lindfield“-Besatzung brachte auf den Kommandanten und die Mannschaft dreimal drei Quiras aus.

Notizen.

Das Gastspiel des Deutschen Theaters in Holland wurde im Städtischen Theater in Amsterdam mit einer Aufführung von Ibsens „Geister“ beschlossen. Im Mittelpunkt des Interesses stand Eise Lehmanns große Kunst. Das Publikum war hingerissen von dieser Schlichtheit und Wahrhaftigkeit. Das Gastspiel, das anfänglich Widerstände überwinden mußte, hat einen nachhaltigen Eindruck von deutscher Kunst hinterlassen.

Prof. Emil Behring, der Entdecker des Diphtherie-serums, will aus Gesundheitsrücksichten seine Lehrtätigkeit an der Marburger Hochschule, an der er seit 1895 wirkt, niederlegen. Behring, ein Schüler Robert Kochs, dessen Assistent er am Berliner Hygienischen Institut war, hat auch ein Hundstarrkrampf-(botanus) Serum eingeführt und sich an der Erforschung und Bekämpfung anderer Infektionskrankheiten erfolgreich beteiligt.

Erzählungen eines alten Tambours.

7) Von Edmund Hoefler.

„Judem, wie wir so recht bei der Arbeit sind und uns eben zum Paradezug aufgestellt haben, kommt der Oberst nach seiner Art in kurzem Galopp auf den Platz geritten, sprengt gegen die Front und ruft, laun mit einem kurzen Blick uns übersehend: „Ihr verfluchten Kerle, das ist ja wieder alles krumm und schief! Richtung, zum Donner! Richtung!“ — Guten Morgen, Herr Oberst! Lassen Sie vorbeimarschieren, aber gerade! Und damit wendet er kurz sein Pferd und reitet ein zwanzig Schritt vor. Der Major reitet ihm nach und sagt: „Herr Oberst, ich hatte eben schwerer Verdruß: großer Fehler wider das Reglement!“ — „So?“ antwortet der andere gleichgültig, nun, lassen Sie den Kerl anschauen!“ — „Aber“, sagt der Major wieder, „das Bestehe ist, daß er sich auf Ihren Befehl beruft.“ — „Um!“ macht der andere und wirft den Kopf verwundert und verächtlich in den Nacken. „Ja!“ versteht der Major, Peter Ved, Ihr Vursch! Vart wie ein Jude! Ihre Erlaubnis!“ — „Ja so!“ lacht der Oberst, das ist richtig. „Ich hab's ihm erlaubt.“ — „Reglement!“ meint der Major und legt die Hand an den Hut. „Et was“, versteht der Kommandeur, mein Wille wird wohl diese einzelne Ausnahme möglich machen; der Vursch wünscht es, es kleidet ihn, und es war ein Jammer um den Vart, der besser ist als meiner und Ihrer zusammen.“ — „Reglement!“ spricht der Major hartnäckig; „in meinem Bataillon.“ — „Gut!“ brüllt der Oberst auf und schlägt mit der geballten Faust seinem Pferd auf den Kopf, daß es sich hoch aufbäumt, „et zum Teufel, Herr, in Ihrem Bataillon ist nichts Reglementwidriges als Ihr Ungehorsam gegen mich, und den duld' ich nicht in meinem Regiment, ich! verstanden?“ — „Sehr wohl!“ entgegnet der Major saluterend. „Bleibt also nichts übrig als —“ — „Verschonen Sie sich!“ sagt der Oberst wieder ganz kalt und gleichfalls an den Hut greifend, „in Gottes Namen! Erst bitten Sie aber mich um Erlaubnis, reglementsmäßig, ich verweigere sie Ihnen nicht, und dann können Sie gehen, wohin Sie Lust haben.“

„Wir standen während dieser ganzen Unterredung baumstül, die Soldaten mit geschultertem Gewehr, wir mit den Schlägeln auf den Trommeln, und vernahmen jedes Wort, denn sie hielten, wie gesagt, nahe vor uns und sprachen, wie ihr denken mögt, nicht allzu leise. Nun weiß ich nicht,

was ihr denkt, wir aber mochten den Major mehr leiden als den Obersten; denn wenn auch noch so streng, war jener doch immer ein ganz artiger und meist ruhiger und kaltblütiger Mann, und jetzt jammerte uns, daß er vor dem ganzen Bataillon so abgelangelt worden. Diese Ungehörigkeit mochte endlich auch dem andern einleuchten, er fing an zu lachen und sagte: „Aber da vor den Truppen paßt sich dergleichen nicht. Die Kerle mögen wunder denken was ihre Oberen so Festiges miteinander abzumachen haben, und wir streiten doch nicht einmal um des Kaisers, sondern nur um Peters Bart! Wollen Sie heut mittag bei mir essen, Reitern?“ — Der Major verbeugte sich. — „Schön! Und nun lassen Sie vorbeimarschieren, Herr Oberstwachmeister, aber gerade, gerade!“ rief der Oberst und lenkte sein Pferd noch zwanzig Schritte weiter.

„Der Dienst nahm wieder seinen Anfang und ging ohne sonderliche Unterbrechung zu Ende. Nur der zweite Zug von der fünften Kompanie kam einmal schlecht vorbei; die Schuld lag am rechten Flügel, der Major erkannte den beiden Leuten, die dort standen, Arrest zu, der Oberst befähigte ihn und nachmittags spazierten der Flügelmann und Peter, denn er war's, auf vierundzwanzig Stunden ins Loch. Vorher aber mußte er noch wie gewöhnlich bei Tisch aufwarten und dem Major nach dem Essen die Weife reichen und anzünden. Da habe denn der Oberst lachend gefragt, ob der Major dem Vurschen nicht die Strafe schenken wolle. — „Befehlen der Herr Oberst?“ verlegte der. — „Et was!“ entgegnete jener und drehte sich hastig um, „ich befehle nichts!“ — „Ins Loch!“ rief da der Major, „adret werden und aufpassen!“

„So erzählte uns der Peter, als er am folgenden Tage wieder heraukam und wir, die wir aus derselben Gegend waren, im Meinen Bierhaus am Neumarkt zusammensaßen, wo wir sozusagen unser Standaquartier hatten. Er war nun lauter Gift und Galle gegen den Major und gegen jeden und alles Mögliche. Während der vierundzwanzig Stunden, wo er mit niemand hatte sprechen können, schien er all seine Bosheit angeammelt zu haben; da kam's jetzt heraus im vollen Sturz, wie das Wasser aus einer aufgelegenen Schleuse. Wir lachten und ärgerten uns.

„Aber du bist ein Tor!“ sagte ich endlich, „wollst du's denn mit dem Major aufnehmen?“ — „Ja!“ verlegte er, „den Arrest vergesse ich ihm im Leben nicht! Er soll an mich denken, mein Alter wird mich schon beschützen.“ — „So?“ meinte ich, „und wenn der Alte nun heut oder morgen abberufen wird? Denn in Rußland sollen eiliche Obersten und Generale geliebt sein.“ Der Peter fragte sich am

Kopf, meinte aber doch, er wolle schon durchkommen. „Du bist ein Narr“, fuhr ich fort, und richtest dich zugrunde. Was willst du gegen den Major! Nichts! Wenn du klug bist, gehst du zum Obersten und bittest ihn, den verfluchten Vart abschnelden zu dürfen.“ — „Was?“ schreit der Peter und fährt auf und macht einen Satz vor den Spiegel am Fensterpfeiler, den Vart abschnelden? Des Majors wegen? Das könnt ihr wohl sagen mit euren Sprossen und Flammen, aber ich? Abschnelden? In Ewigkeit nicht! Und jetzt tu' ich's absolut gerade gar nicht! Und bei meinem Leben soll ihn mit keine Menschenseele nehmen!“

„Dummes Zeug!“ sagte ich. „Ist das doch ein Lärm, als wenn es sich um die Seligkeit handelte. Und alles nur um einen Vart! Was willst du wetten, Peter, ich selbst schneid' ihn dir ab, mit deinem eigenen Willen?“ Er sah mich betroffen und mißtrauisch an. „Et!“ sagte er endlich, „und wann?“ — „Daß ich ein Narr wäre, die Zeit zu bestimmen!“ verlegte ich, da ich sah, daß er ernsthaft nahm, was ich nur im Scherz gesagt hatte. „Meinetwegen bis über Jahr und Tag!“ Die anderen lachten und trieben uns jubelnd an. „Und mit meinem Willen?“ fragte der Peter wieder. — „Gewiß.“ — „Und wenn ich wach und gesund bin?“ — „Natürlich.“ — „Nun topp, es gilt, Vater Rasow! Ich wette Seele und Seligkeit, oder, wenn Ihr lieber wollt, eine Monatslöhnung.“ — „Dummes Zeug!“ erwiderte ich, „wir sind Christen und arme Soldaten. Für jeden von uns fünfzehn hier ein Glas Branntwein, das laß' ich gelten.“ — „Gut!“ sagt er, „es bleibt dabei; heut über's Jahr sind wir beisammen, und dann soll man's sehen.“

„Nun werdet Ihr fragen, Vursche“, sagte der Tambour nach einer Pause, „was ich dabei im Sinne hatte? Nichts! Ich sah kein Mittel, zu meinem Zweck zu gelangen. Es war nur eben ein narrischer Einfall gewesen. Aber das kümmerte mich wenig, denn bis über's Jahr war eine lange Zeit und viel Zufälle möglich. Inzwischen machte unsere Weite die Kunde durch die Stadt. Der Oberst sah mich kuiser, der Major scharr an, die Offiziere nickten mir lachend zu; der Major vom ersten Bataillon, ein prächtiger Mann und mein großer Gönner, drückte mir einmal lachend die Hand und meinte: „Nun, Vater, nehmt Euch in acht, daß Ihr nicht verliert!“ — So ging das einige Tage fort, dann war alles vergessen. Der Peter sprach eine Zeitlang kein Wort mit mir und beobachtete mich mißtrauisch. Allmählich jedoch, und da ich mir nichts merken ließ, fiel er in seine alte Art zurück.“

(Fort. folgt.)

